

Gründe und Lebenswelt

Nachtrag zum Verständnis von Moral und Ethik

Das Folgende ist ein Nachtrag zu dem auf dieser Homepage publizierten Text „Gründe und Lebenswelt. Bemerkungen zu einem Text von Julian Nida-Rümelin“¹. Darin setze ich mich kritisch mit der Selbstreferentialität einer bestimmten Art des philosophischen Denkens auseinander. Ich teile dabei die Auffassung Nida-Rümelins, dass das menschliche Handeln seine Gründe aus der Lebenswelt bezieht, verstehe jedoch anders als er unter ‚Lebenswelt‘ nicht die regelgeleitete Sprach- und Interaktionspraxis, sondern die vom Handelnden erlebte Welt. Dass das Handeln seine Gründe von dieser her bezieht, zeigt sich zum einen am narrativen Charakter der Antworten, die Handelnde auf die Frage nach dem Grund ihres Handelns geben, und zum anderen daran, dass nur sie selbst Auskunft über den Grund ihres Handelns geben können. Denn Erleben ist unvertretbar mein, dein, ihr oder sein Erleben. Diese These steht in Widerspruch zu etablierten Auffassungen über Moral und Ethik, denen zufolge das moralische Handeln seine Gründe aus moralischen Urteilen bezieht. Der Ethik fällt hiernach die Aufgabe der kritischen Reflexion derartiger Urteile zu. Auf diese Weise soll das moralische Handeln auf eine sichere Wissensgrundlage gestellt werden. Wenn das Handeln in der Lebenswelt begründet ist, dann sind diese Auffassungen unhaltbar. Denn dann scheiden Urteile als Handlungsgründe aus. Wie kann es dann Moral und Ethik geben? Im Folgenden will ich in Kürze skizzieren, wie diese Frage nach meinem Verständnis zu beantworten ist.²

Was zunächst die Moral betrifft: Stimmt es, dass das moralische Handeln seine Gründe aus moralischen Urteilen bezieht? Angenommen, jemand begegnet einem Blinden, der eine verkehrsreiche Straße überqueren will, aber allein dazu nicht in der Lage ist. Er bietet ihm seine Hilfe an und führt ihn auf die andere Straßenseite. Fragt man ihn nach dem Grund für sein Handeln, was wird er antworten? Dass so zu handeln moralisch geboten oder moralisch gut ist? Oder wird er nicht vielmehr auf die Situation des Blinden verweisen und darauf, dass dieser auf Hilfe angewiesen war? Hat er bei seinem Tun überhaupt an Moral gedacht? Angenommen, er hat dies nicht, sondern er hat nur die Situation des Blinden vor Augen gehabt, und diese ist der Grund für sein Handeln gewesen. Hindert uns das, sein Handeln als moralisch gut oder richtig

¹ <https://profjohannesfischer.de/wp-content/uploads/2022/06/Gr%C3%BCnde-und-Lebenswelt-6.pdf>

² Ausführlicher dazu: Johannes Fischer, Die Zukunft der Ethik. Ein Essay, Tübingen: Mohr Siebeck 2022.

zu beurteilen? Offensichtlich ist es ein Irrtum zu meinen, dass Handlungen, denen wir eine moralische Qualität zumessen, an moralischen Urteilen orientiert sein müssen.

Wie man sich an dem Beispiel verdeutlichen kann, ist das, was wir als Moral begreifen, zwischen zwei Polen aufgespannt. Der eine Pol ist die Lebenswelt im Sinne der erlebten Welt. Aus ihr bezieht das moralische Handeln seine Gründe. Der andere Pol ist eine *moral community*, die sich über die Beurteilung von Handeln und Verhalten als moralisch gut, schlecht, richtig, falsch, geboten, verboten usw. verständigt. Der Handelnde befindet sich am ersten Pol. Er hat die lebensweltliche Situation vor Augen, zu der er sich mit seinem Handeln verhalten muss. Im Unterschied zu ihm hat die *moral community* beides vor Augen, einerseits die lebensweltliche Situation und andererseits die Handlung, und sie beurteilt die Handlung im Hinblick darauf, ob mit ihr das realisiert wird, wozu die lebensweltliche Situation Grund gibt.

Moralische Urteile werden in der Regel so aufgefasst, dass mit ihnen Handlungen *bewertet* werden: als moralisch richtig, moralisch falsch, moralisch gut, moralisch schlecht usw.. Bei diesem Verständnis scheint der Ausdruck ‚moralisch‘ eine Näherbestimmung des nachfolgenden wertenden Ausdrucks gut, richtig, falsch etc. zu sein. Es geht nicht einfach um Gutes oder Richtiges, sondern um das moralisch Gute und das moralisch Richtige. Was genau das ist und was es von anderem Guten oder Richtigen unterscheidet, ist dabei ein in der Metaethik vieldiskutiertes Rätsel. Ein anderes Problem besteht darin, dass es, wenn moralische Urteile als moralische Bewertungen von Handlungen begriffen werden, moralische Tatsachen geben muss, die diese Urteile wahr machen. Hieraus resultiert die Problematik, die unter der Bezeichnung ‚moralischer Realismus‘ diskutiert wird. Beide Probleme erledigen sich ganz von selbst, wenn man eine Unterscheidung trifft zwischen a) einem *Narrativ* wie „Er hat sich gut verhalten“, das *artikuliert*, wie ein Verhalten erlebt worden ist, b) der *Bewertung* „Sein Verhalten war gut“, die Billigung und Wertschätzung ausdrückt und dabei ihr Angemessenheitskriterium in a) hat, also darin, wie ein Verhalten erlebt wird, und c) dem *moralischen Urteil* „Sein Verhalten war *moralisch gut*“ im Sinne der Feststellung „Sein Verhalten verdient seitens der *moral community* als gut bewertet zu werden“. Moraldiskurse drehen sich um so begriffene moralische Urteile. Die Teilnehmer äußern nicht einfach nur Bewertungen im Sinne von b), sondern sie verbinden mit ihren Bewertungen den Anspruch, dass die fragliche Handlung *allgemein so zu bewerten ist*. Das heißt: Sie urteilen. So begriffen werden mit moralischen Urteilen keine Bewertungen getroffen, sondern sie sind *Urteile über Bewertungen*, und der Ausdruck ‚moralisch‘ ist keine Näherbestimmung des nachfolgenden

‚gut‘ im Sinne eines vermeintlich moralisch Guten – das Wort ‚gut‘ in c) hat keine andere Bedeutung als das Wort ‚gut‘ in b) –, sondern er enthält den Allgemeinheitsanspruch, der mit moralischen Urteilen für die betreffende Bewertung erhoben wird. Mit der Feststellung, dass ein Verhalten moralisch gut ist, wird nicht bloß gesagt, dass es gut ist, sondern dass es allgemein als gut bewertet zu werden verdient. Auch c) bleibt dabei an a) und somit an die Lebenswelt rückgebunden. Dass die fragliche Handlung eine bestimmte Bewertung verdient, kann nur aufgewiesen werden, indem die Situation mitsamt der Handlung vergegenwärtigt und vor Augen geführt wird. Zwar sind moralische Urteile keine Handlungsgründe. Aber sie stehen aufgrund dieser Rückbindung an die Lebenswelt in Beziehung zu dem, woraus das Handeln seine Gründe bezieht.

Wozu sind moralische Urteile dann aber gut, wenn sie keine Handlungsgründe sind, und wie können sie dann das Handeln beeinflussen? Bezogen auf die beiden Pole, von denen die Rede war, repräsentieren sie den Pol der *moral community*, vor der Handlungen auf Verlangen gerechtfertigt werden müssen. Das bedeutet, dass das moralische Handeln sich in einem Spannungsfeld vollzieht zwischen den Ansprüchen der Lebenswelt, aus denen es seine *Gründe* bezieht, auf der einen Seite und dem Anspruch der *moral community* in Gestalt von Urteilen und Normen, vor denen es muss *gerechtfertigt* werden können, auf der anderen Seite. Was innerhalb der Ethik als Alternative zwischen Situations- und Normethik diskutiert wird, das ist in Wahrheit keine Alternative. Vielmehr bezieht das moralische Handeln seine Orientierung von beidem her, von der lebensweltlichen Situation und von dem moralischen Urteil bzw. der moralischen Norm. Dabei kann es Konflikt- und Grenzfälle geben, bei denen die Besonderheit einer Situation es erfordert, dass geltenden moralischen Geboten und Normen zuwidergehandelt werden muss.

Moralische Urteile fungieren jedoch nicht nur als Rechtfertigungsinstanzen für das Handeln. Sie beeinflussen auch die lebensweltliche Orientierung, und zwar indem sie Muster prägen, die in der lebensweltlichen Orientierung im Handeln wiedererkannt und handlungsleitend werden. Man muss sich hierzu vergegenwärtigen, dass die Bewertung einer konkreten, singulären Handlung aufgrund eines Musters erfolgt, das durch sie aktualisiert wird und das durch viele Handlungen aktualisiert werden kann. *Diese* Handlung in *dieser* Situation ist gut, weil *so* zu handeln in *einer solchen* Situation gut ist. Die Verständigung über moralische Urteile hat den Effekt, dass über sie derartige Muster geprägt werden davon, was in lebensweltlichen Situationen im Sinne der Realisierung des Guten und der Vermeidung des Schlechten zu

geschehen hat, und diese Muster können – ohne dass der Handelnde dabei an Moral denkt – in der Konfrontation mit konkreten, singulären Situationen in diesen wiedererkannt und handlungswirksam werden. So können sich beide Pole, zwischen denen die Moral aufgespannt ist, wechselseitig beeinflussen. Die Ansprüche, die von lebensweltlichen Situationen ausgehen, wirken sich darauf aus, wie Handlungen moralisch zu beurteilen sind, und moralische Urteile wirken sich über die Prägung von Mustern darauf aus, welche Ansprüche von lebensweltlichen Situationen in Bezug auf das Handeln ausgehen.

Geht es nach der etablierten Moralauffassung, dann schrumpft die Moral auf einen der beiden genannten Pole zusammen. Es entfällt der Pol der Lebenswelt, und es bleibt der Pol des moralischen Urteils, aus dem dann das moralische Handeln vermeintlich seine Gründe bezieht. Damit es das tut, scheint es noch einer spezifisch moralischen Motivation zu bedürfen, nämlich der Motivation, „das moralisch Richtige um seiner moralischen Richtigkeit willen zu tun, also moralisch zu handeln, weil es moralisch ist, so zu handeln“³. Jener, der dem Blinden über die Straße hilft, handelt gemäß dieser Moralauffassung nicht moralisch, weil er das, was er tut, um des Blinden willen und nicht um der moralischen Richtigkeit seines Handelns willen tut. Charakteristisch für diese Moralauffassung ist eine Frage wie „Warum überhaupt moralisch sein?“⁴. Warum sollen wir unser Handeln an moralischen Urteilen orientieren? Die Frage trifft den Nerv dieser Auffassung, da ihr zufolge die Moral damit steht und fällt, dass die Menschen dies tun. Doch beruht dies nach dem Gesagten auf einem Missverständnis. Das moralische Handeln bezieht seine Gründe aus der Lebenswelt, und moralische Urteile können zwar als Rechtfertigungsinstanzen für Handlungen fungieren, aber sie können kein Handeln begründen.

Was nun zweitens die Ethik betrifft, so zieht die These, dass das moralische Handeln seine Gründe aus der Lebenswelt bezieht, zwangsläufig Kritik von Seiten einer Ethikauffassung auf sich, die die Moral gerade von der Lebenswelt entkoppeln möchte. Ihr zufolge besteht die kritische Aufgabe der Ethik in der Überwindung lebensweltlicher Vorurteile, und zwar durch die rationale, argumentative Begründung moralischer Urteile. Typisch für diese Auffassung ist das folgende Zitat: „Entscheidender ist die unterschiedliche Einstellung, die Fachethiker [im Vergleich zu ethischen Laien] gegenüber ethischen Fragen haben. Von ihrer beruflichen Ausbildung her müssen sie bereit sein, alles in Frage zu stellen. Bei Handlungstypen, deren Verwerflichkeit allen Laien offensichtlich ist, stellen sie die Frage: ‚Was ist wirklich falsch

³ Dieter Birnbacher, *Analytische Einführung in die Ethik*, Berlin: de Gruyter 2003, 282.

⁴ Kurt Bayertz, *Warum überhaupt moralisch sein*, 2. überarbeitete Auflage, München: C.H.Beck, 2014.

daran?’ Was ist falsch an Folter, Mord, Sklaverei, Diskriminierung der Frau? Dass sie hier aber allein die Frage stellen und eine argumentative Prüfung für nötig erachten, bringt sie freilich schon in den Ruf der Amoralität. Denn gibt es ein besseres Zeichen für das Manko der Experten, dass sie etwas hinterfragen, was jeder als moralisches Subjekt erzogener (sic!) Person offensichtlich sein muss? Schon dies macht sie als Personen suspekt. Philosophische Ethik muss tatsächlich mit diesem Manko leben. Nimmt sie nicht die Intuitionen der eigenen Zeit, die *doxa*, für gegeben, muss sie diese rational hinterfragen...“⁵

Dieses Zitat steht für eine breite Strömung innerhalb der modernen Ethik, welche das Projekt verfolgt, die Moral von allen lebensweltlichen Rücksichten und Plausibilitäten zu entkoppeln und sie stattdessen argumentativ neu zu begründen. Um zu begründen, dass eine Vergewaltigung ein schreckliches Übel und moralisch verwerflich ist, reicht es hiernach nicht aus darauf zu verweisen, wie Vergewaltigungen von den Betroffenen erlebt werden und was sie für sie bedeuten. Denn das ist intuitiv und gefühlsgesteuert. Es bedarf vielmehr einer rationalen Begründung, zum Beispiel in Form des Arguments, dass Menschen die Achtung ihrer Autonomie geschuldet ist und dass bei einer Vergewaltigung die Autonomie des Opfers missachtet wird; oder in der Form, dass es eine moralische Pflicht gibt, Glück zu vermehren und Leid zu vermindern und dass durch eine Vergewaltigung Leid zugefügt wird. Doch welche praktische Relevanz kann eine derart von der Lebenswelt entkoppelte, rein im Kopf konstruierte Moral und Ethik noch haben? Was hat sie mit der Wirklichkeit zu tun, innerhalb deren wir uns im Leben und Handeln orientieren?

In historischer Perspektive ist hier daran zu erinnern, dass am Anfang der Ethik die Frage stand, wie zu leben ist. Das war in der griechischen Aufklärung im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr.. Diese bestand in der Überwindung der rein präsenzorientierten, narrativ strukturierten Wirklichkeitsauffassung des Mythos durch die Entstehung des urteilenden Denkens. Mit dessen Etablierung kommt es zu jener Differenz zwischen der Orientierung im Denken und der Orientierung im Leben, durch die die Ethik auf den Plan gerufen wird. Denn das Leben des durch die Aufklärung hindurchgegangenen, sich im urteilenden Denken orientierenden Menschen bleibt eingebunden in den Präsenzzusammenhang einer Lebenswelt mit all ihren Kontingenzen. Ethik entsteht als das Bemühen, im urteilenden Denken Orientierung zu gewinnen für ein Leben unter den Bedingungen von erlebter Wirklichkeitspräsenz. Da Letztere

⁵ Klaus Peter Rippe, Ethikkommissionen als Expertengremien?, in: ders. (Hg.), Angewandte Ethik in der pluralistischen Gesellschaft, Freiburg 1998, 363f.

dem urteilenden Denken entzogen ist, kann dieses nicht unmittelbar orientierend wirken für ein solches Leben. Es kann jedoch auf Bedingungen reflektieren, die für ein solches Leben erfordert und förderlich sind und die ihrerseits Orientierung unter den Bedingungen von Wirklichkeitspräsenz ermöglichen. Das sind in der antiken Ethik die Tugenden. Sie sind es, die dazu befähigen, in der Konfrontation mit lebensweltlichen Situationen und Herausforderungen die richtigen Entscheidungen zu treffen und dementsprechend zu handeln. So gesehen schlagen die Tugenden gewissermaßen die Brücke zwischen urteilendem Denken und Lebenswelt. Die Ethik denkt über die Tugenden nach als Haltungen oder Einstellungen, die zu einem Leben, Entscheiden und Handeln innerhalb der Lebenswelt befähigen.

In der modernen Ethik liegen die Dinge anders. Das hat seine Erklärung in Weichenstellungen, die auf das Christentum zurückgehen. Dieses entsteht in einer Welt, die bereits durch die griechische Aufklärung geprägt ist. Dieser Tatsache verdankt sich die christliche Theologie. Sie ist dadurch charakterisiert, dass mit ihr eine religiöse Präsenzorientierung in Gestalt des christlichen Glaubens ins urteilende Denken in Gestalt einer theologischen Dogmatik transformiert wird. Das ist mit dem Anspruch verbunden, dass das urteilende Denken der Dogmatik orientierend für die Präsenzorientierung des Glaubens ist. Diese Konstellation erhält sich in gewissem Sinne bis in die Aufklärung der Moderne. An die Stelle der Präsenzorientierung des Glaubens tritt hier die lebensweltliche Präsenzorientierung der säkularen Moral, an die Stelle des urteilenden Denkens der Theologie tritt das urteilende Denken der Moralphilosophie. Das unterscheidet die moderne Ethik von der antiken, dass ihr in Gestalt der Moral eine Präsenzorientierung vorgegeben ist, für die sie als normative Ethik beansprucht, sie im urteilenden Denken erfassen und klären zu können.

In einem Punkt allerdings besteht ein wichtiger Unterschied zur Theologie. Deren Aufgabe beschränkte sich darauf, den christlichen Glauben im urteilenden Denken zu systematisieren und auf diese Weise Klärungen in Glaubensfragen herbeizuführen. Es ging nicht darum, den Glauben einer Fundamentalkritik zu unterziehen oder gar die Theologie ganz von der Präsenzorientierung des Glaubens zu entkoppeln und diesen durch eine metaphysische Wirklichkeitskonstruktion zu ersetzen. Die philosophische Aufklärung der Moderne vollzog sich demgegenüber wesentlich als Erkenntniskritik, und zwar vom Standpunkt des urteilenden Denkens aus, und so etabliert dieses sich als die maßgebliche Erkenntnisinstanz. Das hat die Abkoppelung von der lebensweltlichen Orientierung zur Folge, die aus dieser Perspektive betrachtet intuitiv, gefühlsgesteuert und vorurteilsbehaftet erscheint, ganz so, wie dies in dem

obenstehenden Zitat beschrieben wird. Für die Beurteilung von Folter, Sklaverei, Diskriminierung oder Vergewaltigung ist es hiernach unmaßgeblich, wie das von den Betroffenen erlebt wird. Maßgeblich ist allein die Erkenntnis, die im urteilenden Denken in der Form von Argumenten gewonnen wird. Stand am Anfang der Ethik das Bemühen, im urteilenden Denken Orientierung zu gewinnen für die Lebensführung unter den Bedingungen von Wirklichkeitspräsenz, so mündet dies hier in die Abschottung des urteilenden Denkens gegenüber der Lebenswelt, verbunden mit der radikalen Entwertung der Lebenswelt, was die Orientierung im Handeln betrifft. Wenn freilich die These zutrifft, dass das Handeln, und zwar auch das moralische Handeln, seine Gründe aus der Lebenswelt bezieht, dann ist diese Art von ethischem Rationalismus vollkommen irrelevant und folgenlos für die tatsächliche moralische Orientierung, wie sie Grundlage unseres Zusammenlebens ist.